Buchbesprechungen

Allgemeines

Sibylle Scheipers, *Unlawful Combatants. A Genealogy of the Irregular Fighter*, Oxford: Oxford University Press 2015, XIII, 269 S., £ 50.00
[ISBN 978-0-19-964611-1]

Besprochen von **Martin Rink**: Potsdam, E-Mail: PhilipMartinRink@bundeswehr.org

DOI 10.1515/mgzs-2016-0082

Möglicherweise handelt es sich bei den »irregulär« genannten Gewaltphänomenen um eine optische Täuschung – so die Mutmaßung von Sibylle Scheipers in ihrer Arbeit zur Genealogie der unrechtmäßigen Kombattanten. Als die Autorin 2006 mit ihrer Studie begann, war sie überrascht von der Selbstverständlichkeit, mit der die Verantwortlichen in den Verteidigungsministerien der führenden NATO-Staaten, auch Deutschlands, die »irregulären Kämpfer« einer von regulären Streitkräften gänzlich distinkten Kategorie zuordneten (Einleitung, S. VII f.). Dagegen sei, so Scheipers, die Unterscheidung zwischen »regulären« (oder »alten«, »normalen«, »großen«) Kriegen und »irregulären« (»neuen«, »kleinen«) Kriegen nicht weiterführend. Die an die »new wars thesis« anknüpfende reichhaltige Literatur zum Thema *Counterinsurgency* stand natürlich im Zusammenhang mit den westlichen Streitkräfteeinsätzen in Afghanistan und Irak ab 2001 und 2003 (S. 2 f.). Beruht dieses Konzept auf einer falschen Grundlage? Das Leitmotiv der Autorin ist das Problem von »lawfare«, also die Selbstlegitimation des Stärkeren durch selbstgesetztes Recht, das dann als kriegs- und völkerrechtliche Norm gegen diejenigen gerichtet wird, die als »irregulär« delegitimiert wurden (S. 17).

Scheipers historische Längsschnittstudie beginnt mit dem Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges im Jahr 1740. Der Grund für diese durchaus sinnvolle Zäsursetzung hätte der Leserschaft jedoch klarer verdeutlicht werden können, denn die kontinentaleuropäische Militärgeschichte des 18. Jahrhunderts erfährt nur marginale Beachtung. Wenn Scheipers zeigt, dass im vorrevolutionären Zeitalter und auch in Mitteleuropa irreguläre Verfahrensweisen bei regulären Truppen gebräuchlich waren, warum unterschlägt sie den entsprechenden, in den französisch- und deutschsprachigen Quellen rege diskutierten Begriff der »petite guerre«, des »kleinen Krieges«? Beidseitige taktische und habituelle Angleichungen der Kampfweise von Europäern und Indigenen auf den nordamerikanischen Kriegsschauplätzen als »move towards guerrilla warfare« zu beschreiben (S. 39), geht deshalb an der Sache leicht vorbei: Schließlich erfuhr der spanische Begriff »guerrilla« erst ab 1808/09 seine folgenreiche Begriffsver-

schiebung. Wichtig ist jedoch die Beobachtung der Autorin, dass zuerst die Amerikanische, dann die Französische Revolution die vormaligen Revolutions-truppen zu regulären Volksheeren legitimierte. Umgekehrt wurden die indigenen Krieger Nordamerikas als »Wilde« und die Kämpfer gegen die Revolution, so namentlich in der Vendée, als »Briganten« von jeder Rechtmäßigkeit ausgeschlossen. Das rechtfertigte entgrenzte Vernichtungsmaßnahmen; genauso wie später die gegen das napoleonische Frankreich kämpfende spanische Guerilla. Überzeugend zeigt dieses erste Kapitel die fluiden Legitimationskonzepte der militärischen (Ir-)Regularität.

Ausführlich und plausibel diskutiert Scheipers den Amerikanischen Sezessionskrieg (1861–1865). Hier reichten die sehr verschiedenen Formen regulärer wie irregulärer Konfliktaustragung von Kleinkriegsaktivitäten regulärer Verbände über den Einsatz von Milizen bis zum organisierten Gewaltaktverbrechen. 1862/63 erstellte der deutschstämmige Francis Lieber im Dienst der Nordstaaten ein Gutachten zur kriegsrechtlichen Unterscheidung zwischen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Kämpfern. Auch hier betont Scheipers die Ironie der rechtlichen Normierung, denn diese legitimierte die Entgrenzung der Gewalt gegen eine aufständische oder mit dem Feind kollaborierende Zivilbevölkerung; dasselbe galt für die deutschen Vergeltungsmaßnahmen gegen (vermeintliche) *Franc-tireurs* im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71. Hier wie dort konnte der Kampf gegen irreguläre Kämpfer als Vorwand für Exzesse der Truppe gegen die Bevölkerung herhalten. Eine klarere Eingrenzung der als regulär geltenden Kräfte boten die Brüsseler Konferenz 1874 und das Oxford Manual 1880, die nun explizit auch Kriegsschiffbesatzungen, Miliz- und Landsturmtruppen als rechtmäßige Kombattanten klassifizierten. Es blieb Raum für Konfusion: zum einen, weil nuanciertes Rechtsdenken den militärischen Anforderungen auf dem Gefechtsfeld oft nachgeordnet wurde; zum anderen, weil die Normen des Kriegsrechts Verhandlungsmacht und Machtpolitik der Großmächte zum Ausdruck brachten. Kleinere Staaten favorisierten dagegen die Aufbietung irregulärer Formationen. Die klare Unterscheidung zwischen kämpfenden Zivilpersonen und unbewaffneten Zivilisten blieb bis zu den Genfer Konventionen von 1949 ein Desiderat (S. 100–104).

Scheipers überspringt den Ersten Weltkrieg, wo – auf den europäischen Hauptkriegsschauplätzen – reguläre Kräfte dominierten (freilich entspringt diese Wahrnehmung aber wohl der von der Autorin sonst zu Recht kritisierten westlich-nordamerikanischen Sichtweise). Im Zweiten Weltkrieg vermengten sich reguläre Kriegführung, Partisanenbekämpfung und rassenideologischer Vernichtungskrieg des nationalsozialistischen Deutschland. Allerdings bot auch das bisher geltende Kriegsrecht eine Grundlage für grausame Repressalien gegen Zivilpersonen. Die deutscherseits vorgenommene Stigmatisierung von Partisanen als

verbrecherische »Banden« war nichts Neues, verknüpfte sich nun jedoch mit der NS-Ideologie. Dies führte zur Aufhebung jeglicher Schutzpflichten für die Zivilbevölkerung bis hin zum gezielten Mord (S. 127f.).

Das Kapitel zu Kolonialkriegen setzt mit der massiven Niederschlagung des Sklavenaufstands in Haïti zwischen 1791 und 1804 im revolutionären, dann napoleonischen Frankreich ein. Zu bedauern ist auch hier die Vermengung der Begriffe »partisan« und »guerilla warfare« (S. 154), womit die taktische von der politischen Ebene nicht klar genug getrennt wird. Der Begriff »partisan« war noch um 1800 durch taktische, nicht durch irgendwelche politischen Konnotationen geprägt. Mit einem gewissen Sprung durch das 19. Jahrhundert und leider ohne den bezeichnenden Fall der französischen Kolonialkriege in Algerien (1830–1871) zu thematisieren, gelangt die Autorin zu den Kolonialkriegen um 1900: zum Zulukrieg (1879), den Burenkriegen (1880/81, 1899–1902) sowie zur deutschen Repression des Maji-Maji-Aufstandes (1905–1907) in Ostafrika. Wichtig ist der Hinweis auf den Militärischen Orientalismus (so Patrick Porters Studie: *Military Orientalism: Eastern War through Western Eyes*, London 2009): Die Konnotierung der Gewaltakteure auf den außereuropäischen Schauplätzen als »unzivilisierte Wilde« blendete die Existenz ähnlicher Konfliktformen aus, die es auch in Europa gegeben hatte (S. 159). Dadurch wurde der Praxis des tendenziell entgrenzten Krieges gegen die einheimische Bevölkerung nun auch ein entsprechendes militärisches Konzept hinzugesellt, so beim »Vernichtungsbefehl« gegen die Herero in Deutsch-Südwestafrika 1904 (S. 164f.). Der Zweite Weltkrieg war auch bezüglich der Kolonialkriege eine Wasserscheide. Nach 1945 konnten Widerstandsbewegungen die »Nazi-Methoden« der Kolonialherren kritisieren; genauso wie diese die Aufständischen als kommunistische Terroristen denunzierten. Die Zusatzprotokolle zur Genfer Konvention von 1974 und 1977 räumten Befreiungsbewegungen Schutzrechte ein, wenn sie einem Mindeststandard an militärähnlicher Organisation genügten (S. 185).

Lesenswert ist das Kapitel zum 21. Jahrhundert, in dem Scheipers die USA und ihre Verbündeten dafür kritisiert, das Recht nach ihren Bedürfnissen zu frisieren, um ihre Gegner zu dämonisieren und zu dehumanisieren (S. 188). Überzeugend zeigt sie die inhärenten Paradoxien des Konzepts vom »unlawful combatant«. Die legale Exklusion der Irregulären könne sich nicht auf das Argument gründen, dass diese Konfliktform zu »neu« sei, um etablierte Rechts- und Schutznormen anzuwenden. Vielmehr sei das Konzept letztlich eine sich selbst erfüllende Prophezeiung (S. 221f.). Das gelte für Drohnenangriffe genauso wie für die desaströsen Prozeduren von Festnahmen und »Befragungen«. Das Problem der Abgrenzung betrifft auch die »targeted killings« gegen irreguläre Kämpfer. Die »kill or capture«-Alternative führt zum politischen und ethischen Problem, ob und wann ein »Mord am Mörder« gerechtfertigt sein kann; letztlich eine Ablei-

tung des Konzepts des »war to end all wars«. Ein anderes Problem sind die indigenen Hilfskräfte der westlichen Streitkräfte in den jeweiligen Einsatzregionen. Diese »Milizen« oder »Rebels« zählen nach Auffassung der westlichen Akteure offenbar zu einer anderen Kategorie als die von beiden gemeinsam bekämpften »Insurgents«. Praktisch und rechtlich sind beide Kategorien jedoch kaum voneinander abzugrenzen. Anders als nach der gängigen Vorstellung, habe der Krieg gegen den Terrorismus keinesfalls »legale schwarze Löcher« erzeugt, im Gegenteil: Die gegenwärtigen Konfliktformen seien »zu Tode verrechtlicht«. Letztlich beruhe die rechtliche Ausgrenzung der Irregulären und die damit verbundene Entgrenzung des Kampfes vonseiten der Großmächte auf ihrem Interesse an der Bewahrung strategischer Überlegenheit. Die Entgrenzung der Gewalt beruht demnach auf der Kriminalisierung und semantischen Wegdefinition des Anspruchs der irregulären Gegner, in einem »Krieg« aufzutreten. Als Ergebnis sieht die Autorin die Gefahr, dass die so entstehende Eskalationsspirale gerade jene Gewalt hervorrufen könne, die man doch zu bekämpfen vorgibt; so die bedenkenswerte Kernaussage von Sibylle Scheipers zu den bedenklichen Paradoxien des westlichen Streitkräfteeinsatzes.